

Rebmann's erste Reise nach Dschagga

Vom 27. April bis 11. Juni 1848

(Quelle: Reisen in Ost-Afrika, ausgeführt in den Jahren 1837-55, zusammengestellt von Dr. J. L. Krapf, Teil 2 ab Seite 19 – Ausgabe 1858)

Um Mittag den 27. April 1848, nachdem wir uns gemeinschaftlich unseren gnadenreichen Herrn auf Leben und Tod im Gebet empfohlen hatten, brach ich mit meinen 9 Männern, die wir als Träger der für eine Reise durch große Wüsten notwendigen Dingen gemietet hatten, auf, und gelangte nach einem Marsch von 7 Tagen, wobei es von dem Wanika-Land an, das wir schon am ersten und zweiten Tag durchzogen, immer durch eine, mit einer geringen Ausnahme völlig ebenen Wüste ging, in denjenigen Teil des Teita-Landes, der Bura oder Kilima Kibonu (der große Berg) heißt. Von Kadiaro an (welcher Berg auch Kisigao oder Kasogao genannt wird) reisten wir nordwestlich und kamen am 1. Mai nach Buguda, welches ein kleiner, sehr holzreicher, aber unbewohnter Berg ist. Der Weg war äußerst mühsam wegen des dornigen und dicken Dschungels, in welchem mein Führer den rechten Pfad verloren hatte. Diese Gegend war früher sehr gefährdet durch die Galla, welche hier Wasser fanden in großen felsigen Zisternen, die die Hand des Schöpfers gebildet hat. Seitdem die Wakuafi aus diesen Gegenden vertrieben worden sind, kommen die Galla selten mehr hierher, und es ist daher mehr Sicherheit des Weges entstanden, wiewohl die reisenden Teita selbst, sowie die Karawanen, die von der Küsten kommen, diesen Weg fast ganz aufgegeben haben, und ich selbst werde in Zukunft womöglich diesen dornenvollen Weg vermeiden.

Es war am 3. Mai, als ich das kleine Flüsschen Madade passierte, das am östlichen Fuß des Bura von Nord nach Süden fließt, und nach dem es die übrigen noch kleineren Gewässer des Bura in sich aufgenommen, wo es dann den Namen Gnaro bekommt, der Küste zufließt, noch einen andern kleinen Fluss, Dschimbo, in sich aufnimmt und bei Wassin sich ins Meer ergießt. Da das eine Ufer des Madade mit hohem Rohr bedeckt ist, so fürchteten meine Leute, es möchten sich Büffel darin aufhalten. Aber mein Führer überschritt das Flüsschen ohne Furcht und hieß die Leute ihm folgen. Der Fluss war nur 3 bis 4 Ellen breit und eine Elle tief. Nachdem wir den Madade passiert hatten waren wir im Gebiet von Bura. Wir lagerten uns an einem von Wald umgebenen Platz am Ufer des Madade, und sandten sogleich 3

Männer zu Mbosa, dem Häuptling des nächsten Dorfes Dschawia, das auf der Höhe des Berges lag, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen und ihn hierher zu rufen. Aber ehe diese Leute zurückkehrten, kamen viele Teita von den benachbarten Plantagen und brachten Zuckerrohr, Bananen und Welschkorn, was sich meine Leute schmecken ließen, da ihr Proviant zu Ende war.

Da es mehrere Tage sehr regnerisch und auch einer meiner Träger unwohl geworden war, so war ich genötigt bis zum 6. Mai in der Nähe Dorfes Dschawia, das auf der Spitze des etwa 5.000 Fuß hohen Berges lag, sich aufzuhalten, wo wir unter einem großen überhängenden Felsen Schutz fanden. Die Bewohner von Dschawia zeigten samt ihrem Häuptling einen so stumpfen und furchtsamen Charakter, der es mir bald klar machte, dass ich, um die Heilsbotschaft ihnen zu verkündigen, erst eine Zeit lang unter ihnen gewohnt und ihr Zutrauen gewonnen haben müsste; denn die Leute, und besonders die Weiber und Kinder, fürchteten mich so sehr, dass sich in einem andern Dorf es für nötig fand zu sagen: Warum fürchtet ihr mich doch, ihr seid ja viele und seid hier zu Hause; ich fürchte mich nicht, obschon ich allein und ein Fremdling unter euch bin. Der Grund hiervon ist der, dass diese armen, in der Zauberei so schrecklich gebundenen und verfinsterten Leute den Europäer noch mehr als die Muhamedaner an der Küste für Zauberer halten, wozu kommt, dass jene lügnerischen und boshaften muhamedanischen Kaufleute, mit denen die Eingeborenen bis ins Innerste von Afrika hinein vielen Verkehr haben, denselben noch mehr Furcht einjagen durch die abscheulichsten Lügen und Verleumdungen, wie z.B. dass die Europäer Menschenfresser seien. Auch der Verkehr selbst mit jenen immer nur auf List und Trug sinnenden Suaheli an der Küste hat die Heiden im Innern noch mehr für geistliche und höhere Dinge abgestumpft, als sie es von Natur aus waren, obwohl die andere Seite auch nicht zu verkennen ist, dass die ersteren durch ihre häufige Nennung des Namens Gottes, der in ihrer Sprache schon durch das Wort den Überweltlichen, Persönlichen und Unsichtbaren bezeichnet (Muignisimgu für Muigni esi Mungu, Besitzer der Majestät ist Gott, der Majestät oder Herrschaft besitzende Gott), das Gottesbewusstsein bei den Heiden rege erhalten hat, deren Gottes-Namen zunächst nur den Himmel oder die Sonne bezeichnen. Mungu in der Suaheli-Sprache scheint eigentlich nur Himmel zu bedeuten, obwohl sie dafür auch das Wort mbingu haben. Die Wanika, Wakamba, und Wateita gebrauchen das Wort Mulungu, die Dschagga Cruva und die Pare-Leute Thuva für Sonne, Gott oder Himmel.

Am 6. Mai machte ich mich wieder mit meinen Leuten unter dem Felsen hervor, unter dem wir seit einigen Tagen gelegen, und ging an der Seite des Berges hin gegen Westen durch das üppigste Gras und Gesträuch, das mit größeren Bäumen abwechselte, bis wir nach einer Stunde auf der westlichen Seite des Berges in ein enges Tal hinabgestiegen waren, wo ein klares Bächlein seinen Weg dahinplätscherte. Hier saßen wir ein wenig nieder und kauten Zuckerrohr, das mir sehr gut schmeckte. Es kamen einige Teitas, die mich aber, ihrem schon beschriebenen stumpfen Charakter gemäß, kaum ansahen. Wie ganz anders verhalten sich die Wakamba, die, wenn sie einen Europäer sehen, von allen Seiten herbeispringen und auch das Kleinste an ihm anstaunen. Der Teita, der auf den hohen Bergen wohnt, ist überhaupt mehr in sich gekehrt, still und ruhig, der Enkamba führt ein mehr bewegliches Leben, und bereist als Nomade und Kaufmann zugleich alle Länder Ostafrikas bis fast in die Mitte dieses Weltteils, und ist daher für alles Aug und Ohr. Auch die Sprache des Letzteren ist ganz die Sprache der Ebene, der es schwer ist für den Fremdling, den Unterschied der Laute zu vernehmen.

Von jenem Tälchen stiegen wir wieder auf und hatten eine herrliche Aussicht, besonders nach Süd und Südwest, wo mein Führer die Pare- und Ugono-Berge noch von den Nebelwolken, die alles umhüllten unterscheiden konnte, was ich mit meinen schwachen Augen, obgleich bewaffnet, nicht vermochte. Wie prächtig ist doch die ganze Landschaft in ihrer reichen Mannigfaltigkeit von Bergen, Hügeln und Tälern mit dem üppigsten Pflanzenbewuchs! Ich glaubte in den Jurabergen, im Baselgebiet oder in der Gegend um Cannstatt in meinem Vaterland zu wandern, so schön war das Land, so lieblich das Klima. Ich wanderte über Berg und Tal so leicht und froh, wie dort. Es war freilich kühleres Wetter, nebligt und regnerisch, keine Sonne schien, aber obgleich es in den Tälern heißer sein musste, wenn die Sonne scheint, als in der Heimat, so ist es auf den Bergen doch immer ziemlich kühl. Ungeachtet der Nässe des Grases und Gebüsches von unten und des Nebels von oben spürte ich doch gar nichts vom Fieber. Das Klima kann nicht anders als gesund sein, besonders auf den Berggipfeln, auf denen die Teitas ihre Dörfer gebaut haben, um vor den Galla und Wakuafi, diesen bösen Feinden aller mehr friedlichen Stämme Ostafrikas, sicher zu sein.

Nachdem wir noch einmal ein Rinnsal überschritten, kamen wir auf eine Höhe, von der wir in ein etwas breiteres Tal im Westen hinab schauten, das, wie fast alle der

von Süd nach Nord einander parallel laufenden Bergketten des Bura, mit Pisang-Bäumen und Zuckerrohr bepflanzt war. Wir stiegen auf einem Seitenhügel in das Tal hinab und kamen durch Pflanzungen von Welschkorn und Bohnen hindurch, die zusammen mit der Pisangfrucht (Bananen) und ihrem Vieh, das jedoch nicht sehr zahlreich ist, obwohl sie die größten Viehherden halten könnten, ihre Hauptnahrung ausmachen. Das Welschkorn hatte schon begonnen in Kolben zu schießen. Wie schade ist es doch für den herrlichen Reichtum von Gras, dass es jährlich unbenützt verderben muss. Unermesslich viel des schönsten Landes steht hier der Kirche Christi offen. Die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen. Die Bestimmung dieser Länderstrecken muss ja doch noch eine große werden.

Wir machten Halt in der Nähe des Dorfes Muasagnombe, wo ich wieder 2 Häuptlingen, durch deren Land ich gegangen war und noch zu gehen hatte, einige Geschenke in amerikanischem Baumwollzeug und Glasperlen (beads) zu geben hatte. Hier fand ich die Leute etwas neugieriger und fragsamer, sodass ich dem Häuptling Maina und seinem Bruder Lugo samt einigen andern Leuten den Zweck meines Kommens ordentlich auseinandersetzen konnte.

Mai 7. Sonntag (1848). Ein lieblicher Morgen. Es war mir, als ob die Natur mit mir den Sonntag feierte. Die hochanstrebenden Berge mit ihrer üppigen Vegetation und der mannigfaltige schöne Gesang der Vögel priesen mit mir ihren Schöpfer. Die Natur feiert hier eigentlich fast beständig, da sie nur wenig von Menschen gebraucht und darum auch nicht viel missbraucht wird. Der tiefe Abfall des Menschen von Gott zeigt sich in diesen Ländern namentlich auch darin, dass die Natur über ihn herrscht, statt er über die Natur. Wenn man so über die prächtigen Gefilde dahinwandelt, wie wenig, wie fast gar nichts sieht man von der Spur des Menschen! Wie unzählige Mal gebieten sogar die Dornen und allerlei üppiges Gestrüpp und Bäume dem armen Wanderer, sich vor ihnen zu bücken, wenn sie ihm den Durchgang gestatten sollen! Aber das ist die gerechte Strafe für den, der seine hohe Bestimmung, zu herrschen über die Natur, so schmachlich verlassen hat, wie diese Afrikaner, die auf gar nichts Höheres und Besseres, auch nur in irdischer Beziehung denken, sondern eben Tag für Tag sich zufrieden geben, wenn nur die einfachsten natürlichen Bedürfnisse und ihre fleischlichen Lüste befriedigt sind. Sogar das körperliche Gedeihen ist den Bewohnern von Teita, besonders denen im Bura-Gebirge, dadurch offenbar gehemmt, dass ihre Hütten für Licht und Luft unzugänglicher sind, als die der

meisten Stämme um sie her. Auch habe ich bei keinem anderen Stamm so durch den Schmutz, der sie bedeckt, verkümmerte Kinder gesehen, wie in Teita. Sie sind daher des Evangeliums am bedürftigsten.

Am Morgen hatte ich wieder Gelegenheit, einigen Leuten den großen Zweck meiner Reise auseinander zu setzen. Ich tue dies gewöhnlich, indem ich ihnen meine Bibel zeige und ihnen sage, dass dies Buch Gottes sei, das uns den Weg zum Himmel weise. Dies Buch möchte ich in ihre Sprache übersetzen und nach und nach Alte und Junge mit seinem Inhalt bekannt machen. Unsere Väter seien durch dieses Buch glücklich geworden. Ich beabsichtige jetzt nicht bei den Teitas zu bleiben, aber nach einiger Zeit hoffe ich oder einer meiner Freunde bei ihnen bleibend zu wohnen, und sie das Wort Gottes zu lehren.

Wenn sie so viel über meine Reise gehört haben, ist es ihnen genügend und wenn ich weiter mit ihnen reden will, um tiefer in den Liebesratschluss Gottes zur Seligkeit des Menschen mit ihnen einzugehen, finde ich keine Aufmerksamkeit mehr. Sie sehen dann nach meinen Sachen, oder fangen an, mit meinen Leuten über weltliche Dinge zu reden, von denen sie allein ein wenig wissen. Auf kurzen Besuchen ist bei diesen Leuten wenig auszurichten, man kann sie nur im Allgemeinen mit den Absichten der Mission bekannt machen, was aber auch das Unternehmen einer solchen Reise hinlänglich rechtfertigt. Will man sie eigentlich mit dem Evangelium bekannt machen, so muss man notwendigerweise unter ihnen wohnen.

Mai 8. Da ich einige Tage bei Maina, dem Häuptling von Muasagnombe bleiben musste, so hatte ich Zeit genug, eine benachbarte Bergspitze zu besteigen, wo ich hoffte, den großen Berg Kilimandscharo in Dschagga, das 5 Tagreisen westlich von Teita liegt, zu sehen. Aber meine Begleiter fürchteten sich, die Höhe hinanzusteigen.

Ich sah jedoch abermals die Pare-Gebirge im Süden und die von Ugono im Südwesten. Faki, einer meiner Leute sah den See Ibe am Fuß des Ugono, den ich bei meiner Kurzsichtigkeit ohne Brille nicht erblicken konnte. Nachdem ich von meinem kurzen Ausflug zurückgekehrt war, fand ich den Häuptling Maina mit einem anderen Teita-Mann unter einem Baum sitzend. Er fragte, ob ich wisse, wann ich sterben werde. Ich sagte, das wisse der Msungu (Europäer, eigentlich der Gescheite, Wissenschaftliche, wie die Eingeborenen den weißen Mann von den Portugiesen her nennen) ebenso wenig, als sie; Gott habe das dem Menschen nicht geoffenbart.

Hingegen lehre uns das Buch, das ich bei mir habe, wie wir freudig sterben können, worauf ich ihm die Hauptwahrheiten unseres Glaubens auseinander setzte. Da er mich nicht völlig verstand, so sagte ihm ein Mnika, der bei mir war, alles in der ihnen eigentümlichen Ausdrucksweise, die sich der Missionar nur nach und nach anzueignen vermag. Als ich noch weiter mit ihm über religiöse Dinge reden wollte, verließ er auf einmal den Gegenstand dadurch, dass er mich fragte, ob ich nicht einen Brunnen in seinem Dorf graben könne. Die Eingeborenen wissen nämlich, dass die Portugiesen in früherer Zeit an der Küste Brunnen gegraben haben. Ich sagte ihm, dass das ein Geschäft sei, das viele Arbeiter erfordere und viele große Instrumente, wie ich sie nicht bei mir habe. Mit dieser Antwort schien er zufrieden zu sein. Er brach nun auf und kehrte in seine Wohnung zurück. Der ernste Charakter der Teitas zeigte sich darin, dass Maina nicht lachte, als er von der Auferstehung hörte, wie gewöhnlich die Wanikas tun.

Am 9. Mai als ich mich von Maina verabschieden wollte, um meine Reise nach Dschagga fortzusetzen, beschenkte er mich erst mit Dschofi, einem Getränk, das aus Zuckerrohr bereitet wird, und der Hälfte eines Rindes, das noch geschlachtet werden sollte. Hierbei wurden eigentümliche, mir ganz neue Zeremonien beobachtet. Ehe er mir nämlich den Dschofi überreichte, füllte er seinen Mund dreimal mit demselben, und spie es ebenso oft auf die Erde. Hierauf hatte ich mit ihm ein anderes kleineres Gefäß, das mit demselben Getränk gefüllt war, zu ergreifen. Als ich aber die Libationen sah, die nun geschahen, und die Worte, die dabei gesprochen wurden, nicht verstand, zog ich meine Hände wieder zurück. Mein Führer, sowie der Häuptling waren zwar unwillig über mein Betragen, und versicherten mich, es sei kein Uganga (Zauber), aber ich konnte doch nicht anders, als es für heidnisches Treiben ansehen, das am Ende dem Licht des Evangeliums weichen müsse. Mein Führer Bana Cheri, ein Muhamedaner, vollendete die Sache mit dem Häuptling anstatt meiner. An den Zeremonien, die bei der Schlachtung des Rindes beobachtet wurden, sollte ich wieder teilnehmen, weil ja die ganze Sache mir galt. Aber ich verweigerte es, indem ich sagte, dass ich diese Dinge nicht liebe, und auch die Worte, die sie dabei sprechen, nicht verstehe, ich könne nichts tun, als zusehen. Als nun das Rind gebunden und auf den Boden geworfen war, nahmen mein Führer und Maina Gras in die Hand und sprachen wie auf liturgische oder responsive Weise verschiedene Wünsche aus, die, wie ich nachher erfuhr, sie zu Gott und den Seelen

der Verstorbenen beten hießen. Die dabei gesprochenen Worte, wie mein Führer nachher sie mir diktierte waren diese:

Mgeni hu atoka kua adscha kuangu

Fremde dieser gieng aus von den Seinigen, er kam zu mir

Maina tugore tupatane mimi nai

Maina, lasst uns sprechen, lasst uns einig werden! Ich mit ihm

Tuseme tukizeka Ta foye Mulungu

lasst uns reden als Lachende (Freunde), Lasst uns bitten Gott

Pamenga, nti ipoe.

Miteinander das Land heile! (Es war gerade eine Krankheit in Bura herrschend)

Ukongo ufume muzi wangu; mgeni hu

Krankheit weiche von meinem Dorf; Fremde dieser

huko aenendako asione kindu endiani

da wo er hingeht, er sehe nicht ein Ding auf dem Weg

asikomoe na miba, asikomoe na kisiki

er werde nicht aufgehalten mit Dornen, er werde nicht aufgehalten mit Grasbusch

asionane na enzofu , asionane na mbéa

er treffe nicht zusammen mit Elefanten, er treffe nicht zusammen mit Nashörnern

asionane na Emmessa Akifika kirima

er treffe nicht zusammen mit einem Massai (feindlicher Stamm), wenn er ankommt in

Dschagga, Wakirimá wa-m-zeke. Mimi natereva koma

so sollen die Dschagga-Leute ihn erfreuen. Ich bitte die Seele

(Abgeschiedener) endeowangu na sa mayowangu

m-fisoheni mundu hu,

des Vaters mein, und der Mutter mein, ihn machet anlangen Menschen diesen,

tudsche, tuonane mimi nai, tuzeke,

wir mögen kommen, wir mögen zusammentreffen, ich mit ihm, wir wollen uns freuen,

koma tuzekao. Afike kua saláma

wie wir jetzt Freunde sind. Er lange an im Frieden,

asiangamike endiani, na kindu hiki ni-mu-padscho,

er nicht verirre im Weg, und Ding dieses, welches ihm gebe,

ale engolo akwe ikae kidscha; muili, u-si-mu-ume!

Er esse es selbst (Seele sein), es sei gut; der Leib, er nicht ihm tue wehe!

Dieses Gebet kann wenigstens das zeigen, wie mein teurer Mitarbeiter Dr. Krapf bemerkt hat, dass diese Heiden, wenn sie einmal bekehrt sind, recht einfältig und auf alles Einzelne eingehend beten werden. Hinsichtlich der Sprache dieses Gebets ist zu bemerken, dass es weder rein Kiteita, noch rein Kisuahili ist, da mein Führer, selbst ein Suahili, alle verwandten Dialekte, die im Innern gesprochen werden, mit seiner eigenen Sprache, die in der Tat der Schlüssel zu Jesu ist, durcheinander mischt.

Das Gras, das sie während des Gebets in der Hand gehalten hatten, wurde nach demselben dem Rind zu fressen gegeben; das dann von den Muhamedanern geschlachtet wurde.“ Ich (der Verfasser) kann es mir nicht verhalten zu sagen, dass manches zu schroffe Ablehnen der Sitten und des Uganga dieser schwarzen Erdenbürger mit dem Verweis auf das Christentum mir absolut nicht gerechtfertigt erscheint und einem eigentlich weh tut, ganz abgesehen, dass diese Handlungsweise vom Standpunkte der Erziehung ein absoluter Fehlgriff genannt werden muss. Ich finde nur eine Entschuldigung für beide Missionare, dass bei Rebmann in einem noch jungen Alter (26 J.) liegt. Ich sage dies darum, um für dies eben empfindsamere Leser zu trösten, zu vertrösten auf den gereiften Rebmann, dessen nahezu 30-jährige Tätigkeit in Ost-Afrika, soweit sie uns in Briefen usw. erhalten blieb, wachsend mit innere und herzlicher Zuneigung zu diesem edlen Menschen erfüllt, was uns jetzt noch nicht so voll und ganz zu gelingen vermag. – Nach dieser Bemerkung, die man wie meine sonst eventuell noch eingeflochtenen Hinweise hinnehmen wolle als eine Überbrückung von Schwierigkeiten, die sich uns nun einmal in den Weg legen, fahren wir im Reisebericht Rebmanns weiter: „Nachdem meine Leute das Fleisch von dem Rinde durch Räuchern auf den Weg bereitet hatten, brachen wir, begleitet von 6 Teitas, die des Handels wegen nach Dschagga gingen, etwa um 4 Uhr Nachmittags auf, um noch an das Flüsschen Gnaro zu gehen, wo wir übernachteten und am andern Morgen früh unsern Weg durch die Wüste fortsetzen wollten. Wir kamen durch dichten Dschungel mit vielen Euphorbien, und dann durch bald dichtere, bald lichtere, höhere Waldung, bis wir etwas nach Sonnenuntergang bei unserem Nachtlager, wozu ein großer Baum ausersehen war, ankamen. Hier blickte mich mein Führer mit Erstaunen an, indem er mir sagte; Du bist hier mit nichts als einem Regenschirm, und früher brauchten wir 500 Flinten, so gefährlich war der Ort, auf dem wir stehen; denn hier war es, wo die

raublustigen Wakuafi einen ihrer Hauptlagerplätze hatten. Ich erwiderte: das hat Gott getan; er hat Bahn gemacht für sein Evangelium.

Da meine Leute viel Fleisch bei sich hatten, hörten wir in der Nacht mehrere Hyänen ganz in unserer Nähe.

Wir brachen am 10. Mai mit Tagesanbruch von Gnaro auf und zogen durch eine Wildnis ohne Fußpfad, weil mein Führer, der mit dem König von Dafeta entzweit war, sich fürchtete, durch sein Land zu gehen, obgleich Dafeta den gewöhnlichen und einzig betretenen Weg zwischen Teita und Dschagga darbietet. Dieser Umstand vermehrte die Mühen meiner Reise bedeutend, nicht sowohl wegen der Dornen und Disteln, deren in dieser Wüste nicht so viele waren, wie in der Wildnis östlich von Teita, als vielmehr wegen einer Grasart welche den Boden bedeckte und voll Nadeln und Kletten war, welche meine Füße sehr verwundeten, da ich keine Stiefel, sondern nur Schuhe trug.

Nachdem wir einige Stunden gereist waren, kamen wir an einen Ort, wo die Teitas sehr viele Gruben bereitet hatten, um darin, Elefanten, Büffel und jede Art von Wildbret zu fangen. Die Wildnis zwischen Teita und Dschagga scheint reicher an Elefanten zu sein, als die östlich von Teita, wo diese Tiere meist verschwunden sind, oder vielmehr sich ins Innere zurückgezogen haben. Im Lauf des Tages sahen wir viele Herden Giraffen und Zebras und abends auch ein Rhinoceros.

Gegen Mittag passierten wir einige Hügel, Mkinga genannt, die wir zu unserer Rechten ließen. Bald verlor sich die Waldung der Wüste, wie wir sie vom Wanika-Land an wahrgenommen hatten, immer mehr, bis dieselbe fast ganz den Charakter einer bloßen Heide annahm. Wie einförmig großartig ist der Charakter dieses Landes, im Kleinen und Einzelnen immer wieder das Ganze darstellend! Große Ebene, dann wieder plötzlich große plumpe Bergmassen.

Mai 11. Inmitten einer großen Wüste, die voll ist von wilden Tieren, wie namentlich Nashörnern, Büffeln und Elefanten, schliefen wir unter Dornenbüschen sicher und ruhig unter Gottes gnädigem Schutz.

Als wir heute wieder etwa eine halbe Stunde gezogen waren, sahen wir zu unserer Rechten 2 Menschen, die bei unserem Anblick flohen. Mein Führer wollte die Flinte losschießen, die Teitas aber, die vermuteten, dass die Flüchtlinge ihre Landsleute

waren, wehrten es ihm und gingen ihnen nach, ohne sie jedoch einholen zu können. Sie waren wahrscheinlich in Furcht, weil sie sahen, dass unsere Zahl viel größer war, als die ihrige. Dieser Umstand zeigte mir deutlich die bisherige Unsicherheit dieser Wüste.

Gegen Nordost sahen wir in einer Entfernung von etwa 2 Tagreisen den Berg Ongolia, der schon zum Wakamba-Land gehört, und ungefähr so hoch ist, wie der Bura. Wieder eine halbe Stunde weiter, und wir traten in eine Wüste ein, die wieder mehr mit Gras bewachsen, und so es daher auch beschwerlicher zu gehen war, zumal da wir nicht den geringsten gebahnten Fußpfad hatten. Der gewöhnliche gebahnte Weg, d.h. ein schmaler Fußpfad, denn andere Wege gibt es in diesen Ländern nicht, geht, wie schon erwähnt, über Dafeta.

Wir sehen diesen Morgen die Berge von Dschagga immer deutlicher, bis ich gegen 10 Uhr den Gipfel von einem derselben, mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt, zu sehen glaubte. Mein Führer hieß das Weiße, das ich sah, schlechtweg „Kälte“ (beredi); es wurde mir aber ebenso klar, als gewiss, dass das nichts anderes sein könne, als Schnee, welchen Namen ich meinen Leuten sogleich nannte und die Sache zu erklären suchte; sie wollten mir aber nicht recht glauben, ausgenommen mein Führer, der, wie ich nachher erfuhr, auf seiner letzten Reise nach Dschagga, wo er schon wusste, dass wir beabsichtigten, auch dorthin zu gehen, und daher für das „Silber“ in jenem Lande fürchtete, die Sache untersuchen ließ, indem er gegen eine geringe Belohnung einige Dschagga-Leute den Berg hinaufschickte, die ihm des Silbers so viel als möglich bringen sollten, aber dem spekulierenden Suaheli nichts als Wasser zurückbrachten. Alle die sonderbaren Geschichten von einem unzugänglichen, weil von bösen Geistern bewohnten Gold- und Silberberg im Innern, die ich mit Dr. Krapf seit meiner Ankunft an der Küste oftmals gehört hatte, waren mir nun auf einmal klar geworden. Natürlich, dass die ungewohnte Kälte die halb nackten Besucher des Schneegebirges bald zur Rückkehr nötigte, oder wenn sie aus Befehl des despotischen Dschagga-Königs genötigt waren, weiter zu gehen, so lange ihr Körper nicht gänzlich erstarrt war, sie wirklich tötete, was dann alles in der Unwissenheit der Eingeborenen den bösen Geistern zugeschrieben wurde. Der Schnee fällt natürlich sehr ferne von den Wohnungen.

Als ich bald nachher unter einem Baum etwas ausruhte, las ich den 111. Psalm in der englischen Bibel, an den ich gerade der Ordnung nachkam. Er machte einen

doppelten Eindruck auf mich im Angesicht des herrlichen Schneeberges, besonders der 6. Vers, der so herrlich und klar ausdrückte, was ich nur leise ahnte und fühlte. Gegen Nordosten sahen wir jetzt wieder einen andern großen Berg in der Nähe von Kikumbultu, der sich etwa 10 Stunden von Ost nach West erstreckt und die südliche Grenze des Wakamba-Landes bildet.

Um Mittag sahen einige meiner Leute, wie schon gestern, einige Nashörner. Mein kurzes Gesicht veranlasste dabei ein großes Geschrei, weil, um sie zu sehen, ich weiter vorwärts ging, während meine Leute mich stille stehen hießen. Sie schienen sehr für mich besorgt zu sein, damit mir nichts Übles widerfahre. Sie gehen immer gleich auf Bäume zu, wenn sie jene Tiere sehen, vor denen sie sich sehr fürchten. Bald nachher ließen sich auch mehrere Elefanten mit ihren Jungen ganz in unserer Nähe sehen. Mein Führer schoss die Flinte los, um sie fliehen zu machen, sie hatten sich aber schon vorher, obwohl mit sehr langsamen Schritten aufgemacht, um uns aus dem Weg zu gehen. Die Wüste, die hier wieder sehr den Charakter einer bloßen Steppe hat, senkt sich seit einer Stunde allmählich gegen Dschagga im Westen hin, um dann im Kilimandscharo, dem schneegekrönten Berghaupt, nur wieder desto schneller bis hoch über die Wolken emporzusteigen.

Die ganzen Gegenden umher in der Mitte zwischen Teita und Dschagga hatte etwas Großartiges: - westlich war der große Kilimandscharo mit seinem ewigen Schnee, südwestlich lag der einförmige und plumpe Ugono-Berg, nordwestlich der ausgedehnte Bergzug von Kikumbuliu, und östlich die Ketten der Teita Berge mit ihrer höchsten Spitze, Veruga genannt, welche (den Kilimandscharo ausgenommen) 4.000 bis 6.000 Fuß über die sie umgebende Ebene emporragen. Im Verlauf des Tages konnte ich auch einen schwachen Blick nach Kaptei (oder Kaftei) tun, wie man das eigentliche Land der Wakuafi heißt, welches nördlich von Dschagga liegt.

Mai 12. Da wir hofften, den Fluss Lumi oder Lomi noch gestern zu erreichen, reisten wir gestern Abend ohne Unterbrechung in großer Eile bis eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang. Wir erreichten zwar das Flussufer nicht, dafür aber fanden wir durstige Reisende dieses köstliche Element in der Höhlung eines großen Felsens. Von dem Gnaro bis Engavune, in der Nachbarschaft des Lumi-Flusses, etwa zwei volle Tagreisen weit, hatte die Wüste kein frisches Wasser dargeboten, weshalb wir dasselbe von Gnaro an die ganze Zeit über tragen mussten. In dieser vom Schöpfer bereiteten Felsenzisterne badete ich meine wunden Füße und wurde dann von

meinem Führer und von Lugo, einem Teita-Mann, die mich sorgfältig bei der Hand nahmen, über die steilen und schlüpfrigen Felsen in unser Nachtlager geleitet, das wir unter einem großen überhängenden Felsen fanden.

Als wir diesen Morgen nicht mehr weit von dem Fluss Lumi entfernt waren, stellten auf einmal meine Träger aus Furcht ihre Lasten nieder. Lugo fing an, seine Zuflucht zu Zaubermitteln zu nehmen gegen wilde Tiere, die in dem Gebüsch, das uns nicht mehr weit umhersehen ließ, verborgen sein möchten. Ich bestrafte ihn darüber, indem ich sagte, dass ich auf meiner Reise keine Zauberei zulasse. Hier sollen einst viele Leute in einer Schlacht von den Wakuafi erschlagen worden sein, welche an den Ufern des Lumi wohnten und von dem mächtigen König Embarre Kisungo beherrscht wurden.

Da ich sah, dass dich die Leute fürchteten, weiter zu gehen, ging ich selbst ein Stück weit voran. Bald waren wir vollends am Fluss, und wir passierten ihn etwa um 7 Uhr morgens. Er fließt von Norden nach Süden, er war nur einen Fuß tief und etwa 10 oder 12 Fuß breit. Nach der Nachricht der Eingeborenen ist dieser Fluss der Arm von einem größeren, dessen anderer Arm in den Osi gehen soll. Wahrscheinlich ist damit der Fluss Zawo gemeint, der ins Galla-Land geht. Wo die Quelle des noch ungeteilten Flusses ist, konnte ich nicht erfahren. Der Lumi geht in den Pangan, der sich nördlich von Sansibar ins Indische Meer ergießt. Die Furt über den Lumi heißt Ragnata bei Embarre Kisungo, dem mächtigen Wakuafi-König, der seinen Sitz an der Seite eines schönen, kuppelförmigen Hügels am westlichen Ufer des Flusses hatte. Je mehr wir uns von dem Flusse an den Dschagga-Bergen näherten, desto reichere Vegetation fanden wir wieder; hier und da große prächtige Bäume, wie ich sie von der Küste an noch nirgends gesehen hatte. Endlich traten wir in ein herrliches Wiesental ein, das dick mit Gras bewachsen war, welches uns bis an die Hüften reichte. Reiches Futter für Tausende von Kühen! O Christen, welch herrliches Land hat euch Gott zum Erbe aufbehalten, aber ihr müsst selbst erst auch dazu helfen, dass diese Heiden Christi Erben werden!“

In dem Wiesental waren wir auch auf einen ordentlichen Fußpfad getroffen, der aber bald steinig wurde und sehr durchs Gebüsch hindurchführte, bis wir etwa zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags an dem schönen, frischen Gona-Fluss gelangten, dessen Quelle das Schneehaupt des Kilimandscharo ist. Er war 3 Fuß tief, bei 30 bis 40 Fuß Breite und toste gewaltig schnell über sein Felsenbett dahin. Ein großer Baum diente

als höchst unvollkommene Brücke über denselben. Am andern Ufer angelangt, genoss ich ein erfrischendes Bad. Sein kaltes Wasser bewies deutlich seine Quelle, welche nur aus dem Schneeberg kommen konnte. Der letzte Teil der Reise bis an den Fluss war sehr steinig und voll Dschungel gewesen.

Mai 13. Nachdem wir am Ufer des Gona übernachtet hatten, brachen wir um 8 Uhr diesen Morgen auf, und erreichten nach einem mehrstündigen und sehr mühsamen Marsch durch dicken Dschungel den ersten Schanzgraben, der das kleine Königreich Kilema umgibt. Eine ziemliche Anzahl Dschagga-Leute hatte uns auf dem Weg dahin eingeholt, von denen Männer und Knaben vor uns allen einhergingen, ohne auch nur im mindesten ihre Scham zu bedecken, obschon ein jeder ein Stück Kleid bloß über die Schultern geworfen hatte, oder endlich auf dem Kopfe trug, wie die Wakamba gewöhnlich zu tun pflegen. Wäre es nicht wegen der Kälte und infolge eines sonderbaren Verlangens nach Zierrat, so würden die schamlosen Afrikaner alle und jede Bedeckung abwerfen. Aber um dieser Ursache willen sind sie sehr nach Kleidern verlangend. Man kann daher wohl sagen, die nackten Hamiten suchen Kleider, währen die Japhetiten nach Weisheit und die Semiten nach Wundern und Zeichen fragen.

Die Brücke über den Graben, den die Soldaten von Kilema gemacht haben, bestand nur aus einem dünnen Baumstamm, auf den man nur je einen Fuß setzen konnte, und auch die Geländer waren so schwach und so schlecht befestigt, dass man, wenn man das Gleichgewicht des Körpers verlöre, und sich somit ganz an dem Geländer halten müsste, man unfehlbar in den Graben hinabstürzen würde, der tief genug ist, um beim Fall Hals und Bein zu brechen; die Breite war etwa 12 Fuß, die Tiefe etwa 8 bis 10 Fuß. Ich zog meine Schuhe aus, ging so mit aller Vorsicht hinüber und passierte die Brücke glücklich. Jetzt waren wir wieder auf Wiesengrund und freiem Boden angekommen, wo wir die Pflanzungen von Kilema, nicht aber ihre Wohnungen, die darin versteckt waren, sehen konnten. Wir gingen etwa noch 15 Minuten weiter, als viele Soldaten von Masaki, dem König von Kilema uns begegneten, welche die gefransten Tierhäute, die ihre ganze Kleidung ausmachten, so nachlässig um sich hingen, dass, was zuerst hätte bedeckt sein sollen, gewöhnlich nicht bedeckt war. Mein Führer schickte einen Soldaten an Masaki, um ihm meine Ankunft anzuzeigen.

Einstweilen saßen wir unter dem Schatten eines großen Baumes nieder, wo wir über eine Stunde lang zu warten hatten. Ich betrachtete das schöne Land, das von Fruchtbarkeit zu strotzen schien und die größten Gegensätze in verhältnismäßig kleinem Umfang darbot. In meiner nächsten Nähe der schöne Gona-Fluss, und an seinen Ufern sowie an dem Fluss der Berge umher der reichste Pflanzenwuchs, ganz schwarzgrün, - ewiger Sommer; - und wenn ich die Augen aufhob, erblickte ich scheinbar nur wenigen Stunden entfernt, in Wirklichkeit aber 1 bis 2 Tagereisen, den mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Kilimandscharo.

Zu Masaki gerufen, hatte ich bald eine niedrige Tür von lauter Hölzern, die kreuzweise in den Boden gesteckt waren, und wieder eine ähnliche Brücke wie die vorige zu passieren. Hierauf gab mir mein Führer etwas Gras in die Hand, nach der Sitte des Landes, um so den König zu grüßen, der ebenfalls etwas Gras ergriffen hatte. Ich gab ihm und einen Ministern die Hand, wie es die Sitte erfordert. Er hatte keine besondere Auszeichnung, während seine Großen teilweise Kappen (aus Häuten verfertigt) trugen und lange Kleider über sich geworfen hatten. Nach der Begrüßung wurde sogleich ein Schaf geschlachtet, um mir das Kischogno, Zeichen der Freundschaft zu geben, das aus einem kleinen Stück Haut von der Stirne des Tieres bestand, das der König mit und ich dem Könige an den mittleren Finger der rechten Hand wie einen Ring zu befestigen hatte.

Nachdem ich das Kischogno erhalten hatte, erklärte mich mein Führer für den Sohn von Masaki. Auch nachher wurde ich von des Königs Leuten auf das Kischogno an meinem Finger, als auf das gewisseste Zeichen von der Freundschaft des souveränen Herrschers, hingewiesen.

In einer kleinen Hütte, die in einem ganzen Wald von Pisang-Bäumen (Bananen) stand und mich nirgends hinaussehen ließ, übergab ich nachher dem jungen König das Geschenk, das ich für ihn gebracht hatte, und das, den Sitten des Landes angemessen hauptsächlich in baumwollenem Tuch und Glasperlen, einem Messer, Gabel, Schere, Nadeln und Faden und einigen anderen Kleinigkeiten (im Ganzen im Wert von 10 bis 12 Conventionstalern) bestand, wogegen ich eine Kuh und mehrere Schafe und Ziegen als Speise für mich und meine kleine Karawane erhielt. Auch Elfenbein und Sklaven hätte er mir gegeben, aber damit hat ein Bote Christi nichts zu schaffen, sondern hat vielmehr eine schöne Gelegenheit, sein Uneigennützigkeit als Lehrer des Wortes Gottes an den Tag zu legen. Und dieses ist zugleich der Grund,

warum in diesen Ländern der Missionar am sichersten sein kann. Denn er liefert mit der Bibel in der Hand stets den Beweis, dass er nicht die Länder und ihre Schätze, sondern Seelen sucht, denen er den Weg zum Leben zeigen will. Nicht als ob die Leute, mit denen er zusammentrifft, auf einmal diese Überzeugung von ihm erhielten und keinen Gedanken, wie dass er, um das Land zu sehen, ein Spion sei, Gold und Silber suche, mehr in sich aufkommen ließen; aber er tat nichts, dass sie in diesem Gedanken bestärkt, sondern sie vielmehr widerlegt.

Als ich in Dschagga ankam, waren meine Füße mit Wunden (von den schlechten Wegen) wie überdeckt, so dass ich bis zum 20. Mai die einsam stehende Hütte, die mir und meinen Leuten zur Wohnung anwies war, nicht verlassen konnte. Der Wesir des Königs und andere Großen des Landes besuchten mich fast jeden Tag mehrmals. Auch der König selbst, der schon längst zuvor durch meinen Führer auf seiner letzten Reise nach Dschagga mit unserer Absicht, jenes Land auch zu besuchen, bekannt gemacht worden war und demgemäß uns dazu eingeladen hatte, machte Besuche. Am 14. wurde ich von einigen Ministern des Königs gefragt, um gebrauch welcher Waffen ich hierher gekommen sei, worauf mein Führer ihnen zuerst sagte, ich habe nichts bei mir gehabt, als meinen Regenschirm. Ich aber sagte zum Himmelweisend, ich habe allein auf Cruwa vertraut. Sie: Bloß auf Cruwa? Ich: Ja, denn er ist höher als Alles, und böse Tiere sowohl, als böse Menschen sind in seiner Hand. Sie konnten es kaum glauben, viel weniger begreifen, wie man ohne Speiß und Schild (wie sie haben), oder ohne tüchtige Zaubermittel eine so weite Reise machen könne. Weiter fragten sie mich, ob es wahr sei, dass Leute bei uns seien, welche durch ihre Riesengröße die Sonne ergreifen könnten; ob sich auch Pisangbäume, Welschkorn oder auch Gras bei uns finde, was ich ihnen alles der Wahrheit gemäß beantwortete. Solche Fragen machen diese Völker, weil die Suaheli an der Küste ihnen die seltsamsten Lügen vorschwatzen und namentlich auch sagen, dass bei uns kein trockenes Land, sondern lauter Wasser sei.

Am 16. besuchte mich der König selbst, begleitet von seinem Wesir und Schwager und beschenkte mich mit einer Kalabasche von „Mawari“ (einem Getränk, das in Dschagga aus der Pisangfrucht oder Bananen bereitet wird). Es macht den Leuten aller dieser Länder immer Freude, zu wissen, dass der Musungu (Europäer), von dem sie gleich merken, dass er weit über den muhamedanischen Suahilis steht, ihre Getränke nicht verachte, sondern genieße, während jene stolzen Muhamedaner sie

für „Haram“ (unerlaubt) erklären. Dasselbe ist der Fall in Beziehung auf das Fleisch solcher Tiere, die von ihnen selbst geschlachtet worden sind.

Alles, was ich an und bei mir hatte, zog des Königs Aufmerksamkeit an sich, sogar die Knöpfe an meinen Hosen. Als seine Neugierde etwas befriedigt war, nahm ich meine Bibel in die Hand und sagte ihm, diesem Buche haben wir Europäer alles zu verdanken, was er jetzt gesehen habe. Sein Land zu sehen sei für mich etwas Geringes, aber ihn und sein Volk den Inhalt dieses Buches zu lehren, das sei es, was ich wünsche. Unsere Väter haben einst ebenso unwissend dahingelebt, wie die Völker alle in diesen Ländern, bis sie dieses Buch bekommen hätten. Masaki nahm hierauf meine Bibel ungescheut in seine Hände und vergnügte sich darin zu blättern. Er ist ein lebhafter, junger Mann und hat ein verständiges, eines Königs würdiges Aussehen, durch das er sich, ohne eine besondere Auszeichnung zu tragen, bestimmt von seinem Volke unterscheidet.

So lange ich in Dschagga war, fiel der Regen fast jede Nacht in Strömen herab, weshalb die Sonne diesen Leuten willkommen und ihr Gott ist; - Cruwa – Sonne, Himmel, Gott.

Mai 18. Rehani, der Wesir des Königs fragte mich heute unter anderem, ob ich den Platz wisse, wo die Sonne auf- und untergehe. Ich suchte ihm und einem Teita-Mann, der gerade auch da war, die Sache dadurch deutlich zu machen, dass ich ein Licht anzündete, das die Sonne vorstellte, wozu meine finstere Hütte auch am Mittag sehr gut geeignet war. Eine Kalabasse (Kürbisflasche) stellte sehr gut die Erdkugel vor. Ich zeigte ihnen nun, wie Tag und Nacht entstehe, ohne dass die Sonne im Geringsten von ihrem Platze weiche. Es kam mir aber vor, als ob meine unwissenden Schüler durch diese Erklärung nicht befriedigt worden wären, sondern eher meinten, das sei törichter als ihre Frage. Ich nahm mir daher vor, in Zukunft eine solche Frage einfach dem Augenschein gemäß zu beantworten. Als Rehani mein Schiffsbrot (Zwieback) sah, fragte er, ob das Zaubermittel seien. Mein Führer und ich gaben ihm die beste Antwort dadurch, dass wir von dem Brot in seiner Gegenwart aßen.

Am 19. besuchte mich der König wieder für einige Augenblicke. Er hatte die Gabel, die ich ihm samt einem Messer zum Geschenk gemacht hatte, als Schmuck in sein Haar gesteckt. Ich sagte ihm den Gebrauch derselben; er lachte und schien die

Sache nicht zu begreifen. Nachher kam sein Bruder Emkindara und bettelte um Nadeln und ein Kleid, um seinen Kopf zu umwickeln. Letzteres konnte ich ihm nicht geben. Ich fragte ihn und seine Begleiter um die Benennungen für die verschiedenen Teile des Körpers in ihrer Sprache und sagte sie ihnen auch im Englischen, um ihr Zutrauen zu gewinnen. Ich kann nicht viel mit diesen Leuten machen, ehe ich etwas in ihrer eigenen Sprache ausdrücken kann, da sie die Suaheli- und Kinika-Sprache mit denenddas Kidschagga mit noch vielen anderen Dialekten, wie sie von den verschiedenen Völkerstämmen Ostafrikas gesprochen werden, nur eine Familie bildet, gewöhnlich nur so weit verstehen, als es den Handel betrifft.

Mai 23. Bis heute war ich noch nicht fähig gewesen, meine einsame Hütte zu verlassen, wegen meiner wunden Füße. Ich nähte mir heute Schuhe zusammen aus Leinwand, mit Sohlen von der Haut der Kuh, welche gestern geschlachtet worden war, da ich meine Lederschuhe um seiner wunden Füße willen noch nicht anziehen konnte. Der König zog aus mit seinen Soldaten, um einen Schanzgraben auszubessern. Am Abend sah ich sie im Schritt heimmarschieren, worauf sie auf einem freien Wiesengrund eine Art Exercitium hatten. Die Hauptübung schien im bloßen Springen, Angriff auf den Feind und Rückzug aus demselben zu bestehen. Am Abend des folgenden Tages erfuhr ich, dass Tamarita, der Mangi (König) von Uru, einen andern westlich gelegenen kleinen Königreich von Dschagga, einen Boten geschickt habe, mit dem Auftrag, den Europäer gewisslich zu ihm zu bringen, um ihn auch sehen zu können. Er wurde aber ohne mein Wissen damit abgefertigt, dass ich böse Füße habe und soweit nicht gehen könne.

Mai 24. Der König besuchte mich wieder mit einigen Großen. Sie wurden noch einmal ernstlich davon versichert, dass ich durchaus kein anderes Geschäft habe, als das Wort Gottes zu lehren, wie es in meinem Buch geschrieben stehe. Dieses Buch haben unsere Väter weise und verständig gemacht, da es den Weg zu Gott zeige. Ich sei nicht in meinem eigenen Namen, auch nicht in dem meines Königs gekommen, sondern im Namen des größten Mangi im Himmel, der Christus heiße, und der Sohn Gottes sei. Ich selbst sei sein Msoro, welches Wort in Kidschagga Soldat und Sklave zugleich bezeichnet, dem Verhältnis gemäß, in welchem alle männlichen Dschagga zu ihren verschiedenen Mangis stehen. Dieses alles übersetzte ihnen sein Führer Bana Cheri sehr gut, sodass sie mich recht verstanden. Jedes Wort war ihnen groß und neu und zog ihre Verwunderung nach sich, ich wollte

weilersprechen, aber wie es diese Leute immer machen, wenn sie etwas verstanden haben, begnügen sie sich damit und hören nicht weiter. Sie gingen aus der kleinen Hütte hinaus und hielten Rat mit meinem Führer, der großes Ansehen bei ihnen hat, und der mit dann sagte, dass der König mich oder meinen Bruder als Lehrer aufnehmen werde, und dass wir in kein anderes Land gehen sollten. In Beziehung auf meine Rückkehr nach der Küste wurde ich angewiesen, noch 3 Tage zu warten. Dagegen hielt ich volle Erlaubnis, Ausgänge zu machen, wann und wohin ich wollte, was das beste Zeichen von des Königs Zutrauen gegen mich war.

Mai 25. Ich bestieg heute mit meinem Führer einen 2.000 Fuß hohen Berg, von dem aus ich die ausgedehnteste Aussicht fast nach allen Richtungen hin hatte. Am nächsten lag mir im Süd-Süd-Osten das massenhafte, 5 bis 6.000 Fuß hohe Ugono- und Usango-Gebirge, nur eine kleine Tagreise entfernt. Etwas weiterhin in derselben Richtung erblickte ich das etwas niedere Bergland von Kisungu, am Fuße dessen und des Ugono-Gebirges der große See Ibe sich ausbreitet, der in der Sprache der Wakuafi Ariaro genannt wird und sich mit einem großen Winkel nach Süden, zwei Tagreisen von Ost nach West, ausbreitet.

Auf Schiffen ließe sich die Reise nach Dschagga und Ufono eine gute Strecke zu Wasser machen, allein die Schifffahrt ist noch nicht eingeführt. Der See soll voll von Krokodilen und Nilpferden sein. Gegen Südosten war die Aussicht sogar bis nahe an die Meeresküste hin geöffnet, indem ich den Gipfel des hohen Berges Jombo im Wanika-Land in der Nähe von Wassin noch deutlich unterscheiden konnte, auf welchem Berge man, wie mir mein Führer sagte, nach der Insel Sansibar und dem Schneeberg Kilimandscharo zugleich sehen könne. Gewiss eine interessante geografische Tatsache. Ungefähr in der Hälfte der Entfernung vom Berg Jombo, aber etwas mehr östlich, streckte er mir längst bekannte Kadiaro kühn sein Haupt aus der ihn weit umgebenden Ebene empor. Nordwestlich von ihm stellte sich sein größerer Bruder, der Bura, mit dem er und dem weiter gegen Osten gelegenen Berg Emdara, der von dem Bura bedeckt war, das Teita-Land ausmacht, in seiner ganzen Ausdehnung von Süd nach Nord (3 Tagreisen weit) bis an die Grenze des Galla- und Wakamba-Landes, meinem erstaunten Blicke dar. Gegen Norden und Westen waren es die Dschagga-Berge selbst, die in der nächsten Nähe das Auge beschäftigten. Der Kilimandscharo war in Wolken gehüllt, sonst hätte ich ihn auch samt seiner Silberkrone sehen können, durch die ihn der Schöpfer des Weltalls zum König der

Berge Ostafrikas erklärt hat. Im Südwesten sah ich in einer Entfernung von 2-3 Tagreisen den zerrissenen Berg der Wandurobo, ein von allen Nachbarstaaten und Völkern verachtetes und mit Füßen getretenes Völkchen, das aber Christus und seine Kirche nicht verachten, sondern mit dem Evangelium ehren und retten wird. Etwa 6 Tagreisen in der Nähe des Usambara-Landes erblickte ich ebenfalls einen auf weiter Ebene einsam stehenden Berg, von dem mir mein Führer sagte, dass eine zerfallene Festung samt einer zerbrochenen Kanone von den Portugiesen her darauf zu sehen sei. Auch in Dschagga selbst scheinen die Portugiesen Fuß gefasst zu haben, indem mein Führer mir sagte, dass er auf seinem Weg nach Useri (ein nordwestlich gelegenes kleines Königreich von Dschagga) ein Brustwerk für Kanonen gesehen habe, was ich aber bezweifelte. Auch soll der Dschagga-Stamm Madschame, der hinter dem König Mamkinga steht, noch im Besitz der Tradition über die Portugiesen sein. Zwischen allen diesen Bergen breitet sich als ihre gemeinsame Basis, deren Höhe über dem Niveau des Meeres nur etwa 1.500 Fuß beträgt, auf die man durch das Küstengebirge der Wanika hinaufsteigt, wie ein Ozean die große Ebene aus, die bis vor kurzer Zeit von den wilden und nomadisierenden Wakuafi bewohnt gewesen, jetzt aber mit Ausnahme der kleinen Landschaft Dafeta, am nördlichen Ufer des Ibe-Sees gänzlich den wilden Tieren überlassen ist. Welcher Bestimmung harren diese eigentümlich gestalteten Ländermassen entgegen? Gewiss einer herrlichen.

Wie leicht ist es hier, Eisenbahnen usw. zu bauen, wozu Dschagga und Ugono genug zu enthalten scheinen. Wie leicht wird es dann für alle Stämme bis ins Innerste dieses Erdteils sein, Repräsentanten auf die Missionsfeste in Jerusalem zu schicken. Zwischen Ugono und Dschagga fließt der Lumi, in den sich der größere Gona nach kurzem Lauf von dem Schneeberg her ergießt und mit ihm in den Pangani und so in das Meer geht. Ehe ich von dem schönen Berg herunter ging, auf dem ich eine so großartige Aussicht genossen hatte, betete ich aus der Tiefe meines Herzens für alle Völker umher: „dein Reich komme“. Auf dem Rückweg in meine finstere Hütte besuchten wir mehrere Wohnungen des Königs, die aber auch nichts weiter waren, als die gewöhnlichen, für Licht und Luft unzugänglichen, mit dürrerem Gras bedeckten Hütten der Afrikaner. Den Mangi selbst sehen wir nicht, er schickte mir aber ein Gefäß mit Honig, da er hörte, dass ich bei seiner Wohnung gewesen sei, ohne Speise bekommen zu haben. Auf dem Heimweg hatten wir auch seine Geheimräte (Wandschama) auf dem Exerzierplatz beisammen sitzen gesehen. Die

Vornehmsten trugen Kopfbedeckungen von schwarzen Tierhäuten. Es sind sehr alte Männer darunter, wie Emkilema, der ein Msoro (Soldat) von Sivia, dem Großvater von Masaki war. Ihre Angesichter drückten oft viel Ernsthaftes und Nachdenken aus.

Mai 26. Rehani kam frühe zu mir, um mich wieder über allerlei zu fragen, z.B. ob ich nicht den Regen verhindern oder hervorbringen könne, ob ich nicht machen könne, dass die Löwen die bösen Leute von Marango fressen, mit denen Masaki in Feindschaft stehe? Ich antwortete ihm, dass diese Dinge alle nur in der Hand Gottes stehe; wer vorgebe, so etwas machen zu können, sei ein Betrüger. Da ihn der Regen bei mir zurückhielt, so hatte ich Zeit, ihm die Hauptstücke unseres Glaubens vorzulegen. So wurde der Name Christi, in jenem Lande wenigstens genannt und die Leute wissen, dass ich sein Diener bin, der keinen Handel treibt, auch nicht mit Zauberei, Lüge usw. umgeht.

Gestern Abend vernahm ich, dass die Dschagga-Leute auch zu den Seelen der Verstorbenen beten, die sie Warumu heißen. Anstatt Reis und Palmwein, wie die Wanika setzen Sie Milch auf die Gräber. Diese Sitte ist sehr weit in Ostafrika verbreitet und bezeugt eine starke Ahnung der Unsterblichkeit. Zwei Männer von Dafeta, von denen einer der Sohn des Königs von Dafeta war, der Mana Kasara heißt, kamen um mich zu sehen. Sie trugen die Kleider wie die Teita-Leute, welche ihre Kleider an zwei Enden zusammenbinden und sie so über die Schultern hängen. Sie waren auch ganz mit Röteln besmiert, wie es bei den Wakamba- und anderen Stämmen Sitte ist.

Am 28. Mai hatte ich einen bedeutenden Fieberanfall infolge des Genusses von einem Stückchen Fleisch, in das schon Würmer gekommen waren. Auch hatte ich schon viele Nächte auf dem Boden geschlafen, der hier sehr feucht ist, weil es so viel regnet. Ein gutes Brechmittel brachte jedoch meinen Körper unter dem Segen Gottes bald wieder in Ordnung. Am Abend kam Rehani und des Königs Bruder Mambo, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Rehani sagte: „Gott wird dich wieder gesund machen“. So spricht ein Heide.

Am Mittag des 29. kamen Rehani, Enga Kui, des Königs Onkel und einer seiner Brüder, um mich im Namen des Mangi zu verabschieden, da er selbst, wie es hieß, nicht kommen konnte um eines kranken Kindes willen. Sie brachten eine Ziege zur Speise auf den dreitägigen Marsch durch die Wüste bis Teita, wo wir wieder Speise

kaufen konnten. Mein Beruf wurde ihnen noch einmal vorgelegt und ich fügte diesmal hinzu, dass in meinem Lande viele Leute seien, die das Buch Gotten allen Menschen senden wollen und zwar umsonst, worauf sie mich baten, bald in ihr Land zurück zu kehren, um bei ihnen zu wohnen, und dass ich ja in kein anderes Land gehen solle.

Am Abend dieses Tages trat ich nun endlich meine Rückreise an. Wir gingen nun bis zu dem schönen Gona-Fluss, an dessen Ufern wir im dicken Wald wieder übernachteten. Meine Träger hatten großes Geschrei, bis jeder wieder seine Last hatte, denn ich selbst ging den ganzen Tag zu Fuß. Den Europäer zu tragen, wie in Indien oder Westafrika, davon weiß man in Ostafrika nichts. Am ersten Tage tat mir die Reise wieder sehr wehe, besonders da meine Füße noch nicht ganz geheilt und der Weg so schlecht war. In der Tat scheint das ganze Pflanzenreich der Wüste sich zu vereinigen, um dem armen Wanderer seinen Weg zu erschweren. In einem deutschen Wald würde es auch ohne Weg zehnmal leichter zu gehen sein, als in der ostafrikanischen Wildnis, die fast aus lauter Dornen zusammengesetzt ist. Der Afrikaner zeigt aber gar nichts von der Herrschaft des Menschen über die Natur darum herrscht dieselbe auch ganz über ihn. Meine Rückreise durch die Wüste bis zum Bura ging wiederum in drei starken Tagmärschen glücklich von statten. Unterwegs fanden wir eine schöne Antilope in einer der Gruben, welche die Teitas zum Fang der Elefanten und anderer Tiere gegraben haben. Meine Leute beanspruchten die Antilope als niana ya Mungu (Fleisch Gottes), wegen der unerwarteten Weise, in der sie zu dieser Mahlzeit gekommen waren. Von dem Flüsschen Gnaro gingen wir nach Muasagnombe, wo wir den Häuptling Maina begrüßten. Er erklärte sich für bereitwillig, Lehrer in sein Land aufzunehmen; und in der Tat, die Teitas scheinen das Evangelium noch mehr zu bedürfen, als die Dschaggas, welche gesündere und reinlichere Leute sind und viel Sinn für Industrie und Kunst haben (die Frauen haben einen Anfang gemacht in der Stickerei mit Glasperlen), während die Teitas, besonders die Leute von Bura schmutzige und zum Teil schwächliche und kränkliche Leute sind. In Bura verweilten wir einige Tage und gingen dann am 6. und 7. Juni auf den Kadiaro zu. Da ich den Weg von Kadiaro nach Rabbai jetzt schon dreimal gezogen war, so schlug ich den Weg über Schimba nach Mombas ein. Schimba ist die südliche Fortsetzung des von den Wanika bewohnten Küstengebirges, eine Tagreise von Rabbai entfernt. Vom Kadiaro an brauchte ich 2 ½ Tag mit sehr starkem Marsch, bis ich in Schimba ankam. Unmittelbar westlich von demselben sah ich die prächtigsten Landstrecken von

vielen Wasserbächen durchzogen und die Zeugen der Fruchtbarkeit auf der Stirne tragend, fast gänzlich unbenutzt daliegen. Land genug für tausende von Familien, während das geräumige und hohe Plateau des Schimba-Berges die schönste und gesundeste Lage mit einer weiten Aussicht über den nahen indischen Ozean und dem beständigen Genusse der frischen Seeluft für christliche Niederlassungen darbieten. Am 10. Juni hatte ich gehofft, in Mombas anzukommen, kam aber nur eine kleine Strecke über den Schimba hinaus, wo ich in einer Wanika-Hütte mein letztes Nachtlager auf dieser Reise fand, bis der folgende Tag, der 11. Junius, unter Gottes Schutz und Segen mein 1 ½ Monat langes Wanderleben glücklich beendigte.